

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 195.

Dienstag, 19. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aber nein, das meine ich doch nicht. Ich will wissen, was du zu den alten Herrschaften sagst. Ich finde sie recht nett.“

Martin seufzte schwer. „Möchtest du recht haben. Ich finde vorerst noch gar nichts, da ich sie wirklich noch nicht genügend kenne. Aber ich fürchte, sie sind, wie ich erwartete, Spießbürger mit der Überzeugung ihrer eigenen Vollkommenheit. Hast du dir dieses Mariechen genau angesehen?“

„Offen gestanden, mehr ihren Mann. Was läßtst du schon wieder? Das ist doch ganz natürlich. Nun, und der gefällt mir eigentlich. Er hat so was Freiluft-mäßiges und ist sicher gern vergnügt. Er wird sich schon bei uns eingewöhnen, das laß nur meine Sorge sein. Und du wirst gut tun, dich bei seiner Gattin recht angenehm zu machen; denn darin magst du recht haben, daß sie der schwierigeren Teil ist. Aber da kommen sie ja schon ...“

In der Tat nahten die Gäste vom Hause her, geleitet von Gutrune, deren Arm Herr Reichenbach sofort unter den seinen gezogen hatte. Wieder erhob sich das erfreute Stimmengewirr, bis jeder auf seinem Platze angelangt war. Frau Mariechen erwartete bestimmt, den Kuchen spindig und die Sahne sauer zu finden, und entschloß sich daher für alle Fälle, lieber gleich zu Anfang den Tafelschmuck von Wiesenblumen zu loben, an dem wirklich nichts auszusetzen war. Gutrune errötete erfreut. „Ja, Künstlerhände,“ so fügte der galante Schwiegervater hinzu und streichelte die also Gepriesenen.

„O nein, im Gegenteil,“ antwortete Gutrune in gewohnter Bescheidenheit. „Ich habe keine Spur von künstlerischer Veranlagung.“

Frau Mariechen atmete befreit auf und lächelte dem guten Kinde zum ersten Male aus aufrichtigem Herzen zu. So war alles auf dem besten Wege, um so mehr als ihr ursprünglicher Verdacht gegen die kulinarischen Genüsse sich als unbegründet erwies. Man schwachte weiter, bewunderte die Gegend und ließ sich von Frau Hollwed eine kurze Charakteristik der übrigen Gäste geben, damit man gleich beim ersten Zusammentreffen im Bilde wäre.

Da tönte von der Straße her ein gellender Pfiff, und gleich darauf erschien auf dem Wiesenweg ein jugendlicher Radler im Wanderkittel, der offenbar von weit her kam, denn er führte einen Tornister auf dem Gepäckträger mit sich und war sehr bestaunt und erhitzt. Frau Reichenbach hob das mollige Doppelkinn über der Brillantbroche: „Das ist ja der Bengel von der Landstraße,“ rief sie entrüstet aus. Frieder aber, der neben seiner Mutter saß und ganz manierlich in kleinen Schlucken seine Milch trank, fuhr entzückt in die Höhe, stieß die halbleere Tasse um und schrie aus vollem Halse: „Unser August kommt, unser August ist da!“

Wenn Frau Hollwed wollte, konnte sie wirklich eine charmante Wirtin sein, und an jenem Abend wollte sie ernstlich. Bei Gott! Die Leute sollten sehen, was sie

vermochte. Schon die Speisenfolge hatte ihr mehrere Tage lang Kopfschmerzen verursacht, denn sie sollte etwas Ungewöhnliches sein, und das war in der Abgeschiedenheit des Seehauses nicht so einfach. Martin, der die Anstrengung unnötig fand, war belehrt worden, daß bei einer so wichtigen Gelegenheit, wie der Besuch von Gutrunes künftigen Schwiegereltern sie darstellte, der geregelte Gang des einfach bürgerlichen schon einmal unterbrochen werden mußte. „Ich habe es wohl überlegt. Natürlich kostet uns dieser Abend etliches Geld. Und bei dem billigen Pensionspreis haben unsere Fremden eigentlich keinen Anspruch auf Teilnahme an Familienfesten. Aber ich kann sie nicht gut ans Kassetischchen setzen, es sind doch im Grund lauter nette Leute — bis auf diese schreckliche Frau Ministerialdirektor, aber gerade die müssen wir doch um deinetwillen mit Vorzug behandeln. Kurz und gut, von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet macht so ein kleines Fest das Unternehmen erst rentabel.“

„Und vom niedrigeren Gesichtspunkt ...?“

Frau Hollwed sah ihren Mann verständnislos fragend an.

„Ich meine, wenn man es ohne dichterischen Schwung ansieht. Hast du bisher an deinem Betrieb eigentlich schon etwas verdient?“

Gina verwirrte sich. „Mein Gott, Martin, das läßt sich doch nicht so einfach sagen. In den paar Tagen; es ist ja ganz natürlich, daß man am Anfang mehr ausgibt, nicht? Aber du sollst sehen, wenn alles erst richtig im Gange ist ...“

„So kommt der Herbst, und die Leute reisen ab.“ Martin konnte sich nicht abgewöhnen, das Unternehmen seiner Frau mißtrauisch zu beurteilen, was man ihm nicht so sehr verübeln konnte, wenn man, wie er an die recht erheblichen Mengen von Konserven und Wurstwaren, von Weinen und Spirituosen dachte, die in sein Haus geliefert worden waren und früher oder später bezahlt werden mußten. Dazu gab es täglich lange und umständliche Abrechnungen mit Freund Krähuber, der nicht müde ward, Milch und Eier, Butter und Fleisch anzuschleppen und dabei sicher nicht schlecht abschnitt, denn er blühte förmlich auf, ja noch öfter als sonst im „Schimmel“ zu Bichelberg und fing an, sich als ein von allen Parteien beehrter Unterhändler sehr wichtig zu fühlen.

Im Seehaus aber schmolzen die Vorräte und die frischen Waren dahin wie Schnee an der Märzsonne, ohne daß dafür bares Geld eingegangen wäre, denn in einer ihrer großmütigen Anwandlungen hatte Frau Gina beschlossen, den Gästen die Rechnung erst am Tage der Abreise zu präsentieren. „Der Preis ist von Anfang an fest ausgemacht, das ist die Hauptsache. Es sind ja alles sichere Leute; ich muß sagen, es wäre mir geradezu peinlich, sie schon nach ein paar Tagen zur Bezahlung zu drängen. Du bist ja leider gar kein Geschäftsmann, Martin. Aber glaube mir, eine gewisse Großzügigkeit in diesen Dingen ist die beste Kapitalanlage.“

Martin sah während dieser Belehrungen aus dem Fenster, konstatierte eine ganz fabelhafte Tönung des Wassers, die er im Geist auf seiner Palette mischen mußte, und sagte mit Überzeugung: „Zawohl!“ als Ginas Stimme sich senkte und einen Schlüsselpunkt vermuten ließ. Damit war sie denn auch zufrieden, um so mehr, als bereits das neue Problem vor ihr auftauchte: Was ziehe ich an? — Heute war das ein ganz anderer Fall als gestern, wo sie erwogen hatte, daß ein gewisses lachrotes Kleid, obwohl nicht gerade mehr neu und frisch, sie immer am jüngsten mache. Heute mußte sie gesehen und ehrbar erscheinen, heute befand sie sich auf einer Plattform mit Frau Mariechen Reichenbach. Vielleicht ginge das Gelbe? — Nein, das war zu dünn; Gina hatte noch nicht viel über die Pflichten einer Schwiegermutter nachgedacht, aber das war sicher, sie zeigte nicht die Spitzen ihrer Unterwäsche. Das Hellblaue? — Nein, in Hellblau würde Gutrune erscheinen, da hätte man ja denken können, sie wollte ihr Konkurrenz machen. Halt, da war das Dunkelgrüne; das mochte sie zwar nicht sehr gern, aber es sah ernsthaft aus und hatte auch lange Ärmel; das paßte. Und rasch entschlossen, zu allen Opfern bereit, zog sie es über ihren Lockenkopf, den sie soeben wütend, aber vergeblich mit der Bürste zu glätten versucht hatte. Martin lächelte verstohlen. Er kannte seine Frau besser als sie glaubte und hatte so manches Mal seine kleine heimliche Freude.

Um acht Uhr übernahm Frieder sein gern geübtes Amt mit der Ruhglocke, und man versammelte sich in der Veranda. „Wie hübsch!“ hatte Herr Reichenbach erfreut ausgerufen, als er die reichgeschmückte Tafel im Lichte bunter Lampen erblickte, und auch auf Mariechen machte das farbenfreudige Bild einen starken Eindruck. Sie war aus dem engen Kreise ihrer Heimat noch wenig herausgekommen und reichte etwas verlegen den fremden Gästen die Hand. „Ich hätte doch mein Schwarzseidenes mitbringen sollen!“ flüsterte sie ihrem Gatten zu, den Frau Hollweck eben mit strahlendem Lächeln einlud, neben ihr Platz zu nehmen. An ihre andere Seite hatte sie nach kurzer Überlegung den schönen Möbius dirigiert, dem sein strenger Chef am frühen Morgen mit ein paar kurz hingeworfenen Worten mitgeteilt hatte, er könne vorerst noch im Seehaus bleiben. Die Frau Ministerialdirektor mußte sich mit Piet van Dongern trösten und begann, obwohl sie sich darüber ärgerte, sofort die Liebenswürdige zu spielen. Aber sei es, daß sie dem reichen alten Junggesellen gegenüber schon etwas zu weit in dieser Richtung gegangen war, sei es, daß er zu hungrig oder seine Laune einfach schlecht war, sie hatte damit keinen rechten Erfolg. Ihr anderer Tischnachbar, der Hausherr, war eifrig um Frau Reichenbach beschäftigt; begreiflich, gewiß; doch es paßte Frau Kitty nicht. Sie konnte für das gute Geld, das sie, wenn auch erst später, doch immerhin einmal zahlen mußte, auch Unterhaltung beanspruchen. Was gingen sie die Hollweckschen Familienbeziehungen an?

Frau Mariechen gab es einen Ruck. Ein in weißleinen Sommerlivree stehender Diener präsentierte ihr als der ersten eine Platte mit lederen Vorspeisen — und dieser Diener war ein Schwarzer! Gina las mit Befriedigung den tiefen Eindruck von ihrem Gesicht ab. War das nicht wieder ein glänzender Einfall gewesen? Der gute Chocolat war wirklich nicht genügend beschäftigt, es verstand sich beinahe von selbst, daß Piet ihn für solche kleinen Dienste zur Verfügung stellte, und er hatte das auch sofort eingesehen, nachdem sie es ihm hinreichend erklärt hatte. Chocolat machte sich in der Tat stattdlich.

„jedenfalls sehr viel gewandter als dieses schieläugige Fannerl“, hörte sie die Frau Ministerialdirektor mit lauter Stimme verkünden. „Sie muß schon gar kein Talent zum Servieren haben — meine Mädchen lernten es noch immer in wenigen Tagen. Ich gab mir allerdings auch große Mühe. Ich finde es schrecklich, wenn die Gäste nicht gut und geschickt bedient werden.“

Gina schob einen wütenden Blick über den Tisch und redete eifrig auf ihren Nachbarn ein, um zu verhindern, daß weitere Taktlosigkeiten bis an sein Ohr drängen. Sie selbst hörte leider so gut! Sie hörte auch die Gegen-

frage, die August am Ende der Tafel stellte: „Warum bleibt sie dann nicht zu Hause bei ihren geschickten Mädchen?“ — und war daher fast dankbar für den Lärm, der plötzlich hinter dem Hause entstand; wenn es nur keine nachhaltige Störung des Festes wurde. . . . Aber nein, gottlob. Der bestaubte Wanderer oder vielmehr Fahrer, der eben in die Tür trat, war ja Kurt, den man freilich nicht erwartete, vor dem man aber nie ganz sicher war. Diesmal hatte ihn nicht so sehr die treue Liebe zu seinen Eltern hergetrieben, als eine gewisse innere Unruhe, denn er sah der ersten Begegnung zwischen Hollwecks und den Seinen ganz insgeheim doch nicht ohne Befürchtungen entgegen.

Fürs erste brachte er seine Mutter in grausame Verlegenheit. „Aber Junge!“ sagte sie vorwurfsvoll nach dem obligaten Begrüßungstuß. „Was fällt dir denn ein? So unangemeldet zu kommen, das gehört sich doch nicht. Was sollen Herr und Frau Hollweck von dir denken? Es ist geradezu unbescheiden. Hast du dich denn schon entschuldigt?“

„Ach was“, sagte Martin, „das hat er nicht nötig. Es wird schon noch Platz für ihn sein. Nicht wahr, Gina?“

„Natürlich. Du kannst Augusts Bett haben, Kurt. Es ist ein bißchen kurz, aber du mußt eben sehen wie du dich darin einrichtest. Und der Junge nimmt sich ein paar Decken und Sofakissen und schläft bei Frieder auf dem Boden. Das schadet ihm gar nicht.“ Gina ließ sich nicht weiter stören, blieb ruhig sitzen und besah Chocolat, noch ein Gedek aufzulegen.

Frau Mariechen staunte. Unerwartete Gäste pflegten sie trotz ihrer Tüchtigkeit immer in einige Aufregung zu versetzen. Das Hollwecksche Hauswesen mußte wahrlich gut geleitet sein; sie wollte eben einiger Bewunderung Ausdruck geben, da schlug ihr Konrad mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Allerhand Hochachtung! Das nenn' ich Gemütsruhe! Da nimm dir ein Beispiel dran, Mariechen!“

Das hätte er nun wieder nicht zu sagen brauchen. Das hört keine Hausfrau gerne und eine anerkannt treffliche schon gar nicht. Mariechens Kinn senkte sich ausdrucksvoll auf die Brosche, und statt den Mund aufzutun, preßte sie ihn zusammen in der Weise, die Kurt kannte und fürchtete. Aber niemand bemerkte es, und da er selbst soeben bei Gutrune Platz genommen hatte, vergaß er über ihrem Anblick alsbald alle anderen Gesichter. (Fortsetzung folgt.)

Mittag am Strand.

Es ist halb zwei.
Die Wellen flüstern.
Sie stoßen mit der Zunge an
Und sind nach Reuigkeiten lüftern.
Sie klettern eilig auf den Strand —
Und sehen nichts als Dünenland.
Denn was hier lag an Masse Mensch,
Halb auf dem Trodnen, halb im Rassen,
Hat allbereits den Strand verlassen,
Sicht jetzt in den Hotels beim Lunch
Und freut sich seines Fleischgerichts . . .

Die Wellen wissen davon nichts.
Sie sind mit Recht etwas pikiert,
Daß man sie mittags ignoriert.
Sie plätschern plötzlich aufgeregt.
Sie haben plötzlich Schaum vorm Mund
Und knabbern eine Strandburg an,
Obwohl die garnichts dafür kann.
Sie werfen einen Strandkorb um,
Daß meterweit das Wasser spritzt . . .
Gottlob, daß niemand drinnen sitzt!
Sie rauben einen Gummihund,
Der buntgeschmückt und drolligdumm
Im weißen Sande schlafend lag,
Weil ihn ein Kindlein dort vergaß . . .

Dann haben sie genug getan.
Und mit dem Glockenschlage zwei
Ist auch ihr kleiner Zorn vorbei.
Sie gehen friedevoll und bray
Run ihrerseits zum Mittagsschlaf.

Hans Seiffert.